



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Tage von Champigny und Villiers

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Tage von Champigny und Villiers



ürttembergische, sächsische und pommersche Truppen feiern am 30. November und am 2. Dezember die Wiederverkehr der für Freund und Feind ehrenvollen Tage, an denen vor fünfunddreißig Jahren die Armee von Paris, wie sich der Chef des Großen Generalstabs in einem an den General von Werder ergangenen Befehle vom 8. Dezember 1870 ausdrückte, „Durchbruchversuche im großen Stil“ unternommen hatte. Sie werden von uns Deutschen als die Schlacht bei Villiers an der Marne, von den Franzosen als die bei Champigny-sur-Marne bezeichnet. Die geschichtliche Abteilung des Großen Generalstabs im zweiten Teile des „Deutsch-französischen Kriegs“ und General Ducrot in seiner Défense de Paris haben das allgemeine Bild und die Episoden dieser Kämpfe veranschaulicht, auch sind in zahlreichen Regimentsgeschichten und Monographien die Taten und die Schicksale einzelner Abteilungen und Persönlichkeiten verzeichnet worden. Was hier beabsichtigt wird, ist, dem Leser, den das Andenken an ein von seinen Landsleuten geleistetes, mehr solides als in die Augen fallendes Stück Arbeit erfreut, eine zusammengedrückte Übersicht dessen zu geben, was den besondern Charakter der beiden Gefechtstage und überhaupt der Dienst- und der Lebensverhältnisse der zur Einschließung der französischen Hauptstadt verwandten deutschen Truppen ausmachte. Für diesen Zweck ist der köstliche Lapidarstil, in dem das Generalstabswerk geschrieben ist, nicht geeignet; es soll zwanglos geplaudert werden, wie der Jäger von seinen Jagdabenteuern, wie der Reisende von seinen Reiseerlebnissen erzählt. Die echt waffenbrüderliche Unterstützung, die bei Villiers drei ihrer Herkunft und ihrer Art nach so verschiedene Teile der deutschen Armee einander leisteten, hat sich in der rühmlichen Sitte vererbt, daß von den Truppen, die in diesen Tagen Erinnerungsfeste begehen, mit waffenbrüderlicher Wärme und Begeisterung derer gedacht wird, die zur Rechten und zur Linken von ihnen gestanden haben; es wird deshalb am Schluß dieser Skizze eine gedrängte Übersicht der an der Schlacht beteiligten Truppenteile unter Beifügung der von ihnen erlittenen Verluste gegeben werden. Die Gefechtsverluste eines Truppenteils sind zwar an sich kein selbständiger Maßstab für die Beurteilung seiner Leistungen, da eine Truppe mit verhältnismäßig geringen Opfern großes und wesentliches leisten kann, aber sie lassen erkennen, wo der Kampf von ihr mit einem an Zahl überlegnen Gegner oder sonst unter erschwerenden Umständen geführt worden ist, und da, wo große Verluste die Brauchbarkeit der Truppe nicht aufgehoben und deren Verband nicht gelockert haben, kann sie auf die Höhe der Verluste in dem Sinne stolz sein, daß sie sich sagt: Es ging heiß her, aber wir blieben kühl.

Des ersten Trennungsschmerzes entkleidet, hat sich auch die Erinnerung an die gefallenen Kameraden von Jahr zu Jahr mehr in ein pietätvolles Gedenken verwandelt, inmitten dessen uns das

Τῆδε

Κείμεθα τοῖς κελῶν ἡμῶσι περὶθόμενοι

als der ehrenvollste und glücklichste Abschluß männlichen Ringens klar wird. Die Schmach, die Arbeiterscharen eines großen, durch Blut und Eisen wiedervereinigten Volks sich des ihnen die besten Lebenskräfte wegpressenden Krebses sozialdemokratischer Gefinnungs- und Zuchtlosigkeit auch noch rühmen zu hören, ist ihnen erspart geblieben. So ruhen sie denn vom Kampfe in Gemeinschaft mit allen den braven Soldaten, die bis zum letzten Atemzug ihre Pflicht getan, Leben und Licht für Krone und Vaterland willig geopfert haben. Ob von Walhalla aus, wohin ihre Seelen geführt worden sind, ihr Blick der Gefahren gewahr wird, die von außen und von innen das von ihnen so innig geliebte und so treu geschützte Vaterland bedrohen, wissen wir nicht; ist es der Fall, wird es ihnen ein Trost sein, zu sehen, daß nicht alle den Einflüsterungen kurzsichtiger Selbstsucht, elenden Neides und banausischen Gefallens an den niedrigsten Lebensgütern Gehör geben; wenn, wie zu erwarten steht, der Augenblick überraschend kommt, daß wir an der Grenze wie in unsern Großstädten rechte Herzen und rechte Fäuste wirklich zu Broten brauchen, wird sich noch eine genügende Zahl finden, die bereit ist, zu tun, was sie getan haben, bereit, wie sie, zu kämpfen und zu sterben für deutsche Freiheit und Unabhängigkeit, für König, Fahne und Gesetz.

Gleich nach Sedan hatte man sich sogar in König Wilhelms unmittelbarer Umgebung von dem über das französische Kaiserreich erfochtenen Siege zu viel versprochen, und man war in den auf diese Katastrophe folgenden sieben bis acht Wochen daheim sowohl wie im Heere vielfach des Wartens müde und geradezu ungeduldig geworden. Die überspannten Erwartungen folgende Enttäuschung machte sich fühlbar. Wie Bismarck und Moltke sogleich im ersten Augenblick erkannt hatten, war Anfang September der Kampf weder zu Ende noch seinem Ende nahe; er war nur ein anderer geworden, und wenn man von rein militärischem Standpunkte sagen konnte, daß man sich durch die Siege des Monats August, durch die Gefangennahme Napoleons des Dritten und durch die spätere Einnahme von Metz und Straßburg der nirgends weniger als im großen Hauptquartier unterschätzten kadremäßigen französischen Schutz- und Truppscharen bemächtigt habe, so war doch ein großer Teil des Landes und dessen, bei rechter Schulung, für Kriegszwecke ausnehmend brauchbarer Bevölkerung, soweit sie nicht den kaiserlichen Heeren angehört hatte, noch unangetastet. Es lebte in ihr eine mit gekränktem Stolz und verletzter National-eitelkeit gepaarte Vaterlandsliebe, deren mächtiges Auflodern jedem Volke zur Ehre gereicht hätte, und wenn es auch in maßgebenden Kreisen für unmöglich gilt, mit solchen aus dem Boden gestampften, im Wege des Massenaufgebots improvisierten Volkshereen gegen gut geschulte und gut geführte Berufsstruppen dauernde Erfolge zu erreichen, so erwarteten doch seltsame Überraschungen die deutsche Heeresleitung, als sich Paris mit einem gewaltigen Anlauf in

Verteidigungszustand zu setzen begann, und namentlich als der am 9. Oktober nach kühner Luftfahrt in Tours angelangte Diktator Gambetta, um das Unmögliche möglich zu machen, durch das kühnste Wagen und die rücksichtsloseste Hinopferung von französischem Gut und Blut den patriotischen Traum des „Volks in Waffen“ wahr zu machen versuchte. Es handelte sich — das muß man im Auge behalten — für die Franzosen nicht um die Fortsetzung eines verlorenen Krieges, denn die Verantwortung für diesen glaubten sie einzig und allein dem kaiserlichen Frankreich zuschieben zu dürfen, sondern um einen zweiten völlig neuen, für den ihnen die Erfolge der Revolutionsheere verheißungsvoll vorschwebten, und dessen Verschiedenheit von dem, den man als abgetan ansah, sich, wie man hoffte, in jeder Beziehung, was Truppenmaterial und Leitung, Clan und Ausdauer anlangte, der preußisch-deutschen Heeresleitung als ein Fortschritt vom Marasmus zum Leben fühlbar machen sollte. Nur fehlte freilich — und das war allerdings entscheidend — von vornherein in der massenhaft aufgerufenen Bevölkerung, in der Leitung und der Verpflegung der rechte Zusammenhang, der rechte Kitt, den nur die Zeit bringt; auch vielfachten demagogische Gelüste und Mächenschaften die Gefahr eines zu losen und deshalb nicht widerstandsfähigen Zusammenhalts der weder durch ausreichende Disziplin noch durch rechtes Vertrauen in die Führung zu einem wirklichen Ganzen zusammengeschweißten Haufen.

Die Einschließung und die Verteidigung von Paris, deren Ausgang, auch abgesehen von spätern ernsten Kämpfen, in der Hauptsache am 30. November und am 2. Dezember entschieden worden zu sein scheint, werden besonders merkwürdig, wenn man die völlige Verschiedenheit der Verhältnisse und Persönlichkeiten bei der eingeschlossenen Stadt und bei der sie umklammert haltenden deutschen Armee in Betracht zieht. Strategisch war das zu lösende Problem ja einfach genug, denn es kam nur darauf an, ob man auf der deutschen Seite imstande sein würde, die Einschließung mit den verhältnismäßig wenig zahlreichen Truppen, die hierfür verwendbar waren, trotz Ausfällen und etwaigen Ersatzversuchen so lange aufrecht zu erhalten, bis der Mangel an Lebensmitteln die besetzte Stadt zur Übergabe zwingen würde. Von dem Erfolg einer notwendigerweise auf einzelne Sektoren der Kreisfläche beschränkten Beschießung versprach sich der Chef des Großen Generalstabs in Anbetracht der die Stadt in einem Umkreise von siebeneinhalb deutschen Meilen schützend umschließenden Forts nur verhältnismäßig wenig; als aber ziemlich laute Stimmen daheim wie im Heere die vielbesprochne Beschießungsfrage in den Vordergrund rückten, machte er seinen Einfluß nicht gegen eine Maßregel geltend, die, wenn man Mittel und Wege fand, die nötigen Geschütze und genügende Munition herbeizuschaffen, ohne daß dadurch die zur Verpflegung, Bekleidung und Ergänzung der Truppen unentbehrlichen Eisenbahntransporte unterbrochen wurden, seine Pläne nur fördern konnten.

Man kann sich von den unglaublichen Schwierigkeiten, mit denen die französischen Befehlshaber, soweit sie Berufs Soldaten und nicht patriotische Dilettanten waren, vom August 1870 an kämpfen mußten, nur dadurch annähernd einen Begriff machen, daß man in Paris sowie in Tours und in

Bordeaux einen Blick hinter die Kulissen zu tun sucht und mit dem, was man da sieht, die Persönlichkeiten und die Verhältnisse vergleicht, die für die deutsche Heeresleitung die gegebne feste und überaus förderliche Unterlage waren.

Es liegt mir nichts ferner, als den Gegner herabzusetzen, wo er Lob verdient oder billig auf Entschuldigung Anspruch hat. Ganz abgesehen davon, daß man durch ein solches Verfahren die Verdienste der preußisch-deutschen Heeresleitung um die Bewältigung des Gegners schmälern würde, so sind scheelsüchtige Verkleinerung oder gar Verunglimpfung des Gegners durchaus unmilitärische Regungen, deren sich ein echter Soldat — ich möchte sagen, aus instinktivem Abscheu davor — nie schuldig machen würde. So hat es dem preußisch-deutschen Offizier und Soldaten während des Feldzugs von 1870/71 trotz dem lebhaften Wunsche, den Gegner niederzuwerfen, an aufrichtiger Teilnahme für die unverdienten Schmähungen, denen französische Befehlshaber im eignen Lager von der Presse und von unbotmäßigen Elementen ausgesetzt waren, nie gefehlt, und wir haben immer aufrichtige Bewunderung empfunden für den Mut und die Opferwilligkeit der jedem Mangel und jedem Elend preisgegebenen, weder ausreichend gepflegt noch halbwegs bekleideten, den Unbilden des Winters und der Kälte in unverantwortlicher Weise ausgesetzten jungen französischen Truppen. Aber was in den Kreisen vor sich ging, wo die Demagogen frei und ohne Maske ihre Verachtung jeder Autorität außer der eignen und die schönrednerische Windigkeit ihrer Anschauungen und Urteile zur Schau trugen, spottet jeder Beschreibung.

Die Anfänge einer Zersetzung, die aus dem französischen Staat eine durch Abenteuerer und Klubs bald hierhin, bald dorthin gelockte oder geseuchte Herde machte, sind schon in den letzten Jahren der kaiserlichen Regierung erkennbar. Ob es der Mangel an moralischem Halt und das Überhandnehmen von Luxus und Sinnengenuss bei den Regierten, oder die Unaufrichtigkeit der Regierenden war, das diese Dekadenz hervorrief, ist schwer zu entscheiden: Tatsache ist, daß sich Leute, namentlich Advokaten, der öffentlichen Meinung bemächtigten und auf der einen Seite Mißtrauen in die Absichten, Fähigkeiten und Kräfte der Regierung zu säen, auf der andern Seite mit unglaublicher Verblendung ihre eigne Unerfahrenheit in militärischen und politischen Dingen hinter hochtönenden Phrasen zu verbergen bemüht waren, um nach dem alten Wahlspruch: *ôte-toi que je m'y mette!* Einfluß und Einkünfte, Macht und Volksgunst an sich zu reißen. Napoleon der Dritte, dessen ungenügende Begabung Bismarck namentlich in dem Sinne hervorgehoben zu haben scheint, daß sie einseitig war, und daß es dem Herrscher an den eigentlichen Herrschergaben fehlte, war in den letzten Jahren seiner Regierung durch das entnervende Leiden, für das es keine Hilfe gab, noch schwächer geworden, und seine namentlich klerikalen Einflüssen zugängliche und den Zepher der Mode als ihre Spezialität ansehende Gattin war keine Katharina. Auf Beschwichtigung der sich immer dringender kundgebenden radikalen Volkswünsche gerichtete unlautere Maché sollte, sobald sich eine neue Schwierigkeit zeigte, helfen, und da das Volk und seine Führer sehr bald hinter das Geheimnis dieser Spiegelfechtereien gekommen waren, hatte die kaiserliche Regierung schon ein paar Jahre vor

Ausbruch des Kriegs Ansehn und Vertrauen in erschreckender Weise eingebüßt. Leute, die wir, wenn sie bei ihrem Berufe geblieben wären, als brauchbare und begabte Menschen schätzen würden, waren dadurch, daß sie sich auf ihnen völlig fremden Gebieten, dem diplomatischen, dem innerpolitischen und dem militärischen, zu Autoritäten aufgeworfen hatten, gefährliche Abenteurer geworden, die alles besser zu wissen und zu jedem Amt, zu jedem Geschäft, zu jeder Ratserteilung geschickt zu sein glaubten. Wären die Vorgänge, die den Krieg einleiteten, nicht so ernst und in ihren Folgen so gewaltig gewesen, würde man einer Poste beizuwohnen geglaubt haben, bei der die Freiheitshelden und die Advokaten das große Maul hatten, der Kaiser aber, die Regentin und deren Umgebung eine wenig beneidenswerte Rolle spielten.

Der Popanz, vor dem man sich am kaiserlichen Hofe gefürchtet, und der den Regentschaftsrat wie den sich bei der Armee als fünftes Rad am Wagen fühlenden Kaiser zu den unglaublichsten Entschlüssen und Maßnahmen verleitet hatte, die Furcht vor einer von unermüdblichen Demagogen zum Schreckbild für alles, was Ordnung und Herkommen hieß, gemachten öffentlichen Meinung, die so, wie sie dargestellt wurde, gar nicht bestand, sondern der Umgebung des Kaisers nur gebliffentlich vorge spiegelt wurde, hatte auch nach dem Falle des Kaiserreichs, als sogenannte Patrioten den Karren aus dem Sumpf, in den er bis über die Achsen versunken war, ziehen zu können glaubten, bei der Taufe des Gouvernement de la Défense Pate gestanden. Die Überzeugung, daß man der Menge durch Phrasen und entweder völlig unwahre oder doch gewissenlos aufgebauschte Glücks- und Siegesposten Sand in die Augen streuen müsse, war den durch den 4. September ans Ruder gekommenen, selbstgeheuerten Steuerleuten so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß man nie über die mögliche Entbehrlichkeit dieses Notbehelfs, sondern immer nur über die rechte Art, sich dessen in jedem einzelnen Falle zu bedienen, verhandeln zu müssen glaubte. Nicht die Rücksicht auf den Gegner, nicht die Frage, wie man es anfangen müsse, den Preussens beizukommen, war die zunächst maßgebende Erwägung, sondern bei den fast täglich in später Nachtstunde abgehaltenen Sitzungen, deren Einzelheiten uns in bestürzender Ausführlichkeit erhalten sind, kam es immer wieder darauf an, was Europa, was Frankreich, was die Nationalgarde, was die Maires, was Blanqui, Delescluze, Pyat, Florens zu einer Maßnahme, die wie staatserschaltende Energie ausseh, sagen würden, und wenn die Vogelscheuche des demagogischen Hottigs nicht genügte, die weniger eingeschüchterten Regierungsmitglieder in der von Dorian, Garnier-Pagès, Rochefort oder Arago gewünschten Weise zu beeinflussen, so konnte man allemal noch seine Zuflucht zu dem drohenden Gespenst der Bataillone von Belleville und der Tibaldischen Tirailleure nehmen: mit etwas geringerem als Plünderung und der „Kommune“ war diesen Herren prinzipiell nicht gedient. Trochu und die drei Sules (Ferry, Favre und Simon), deren ehrlicher Taufname inmitten einer so schweren Zeit und zum Dank für ihre patriotischen Bemühungen von der Pariser Bevölkerung für ewige Zeiten einem Geschirr beigelegt wurde, das mit einem Henkel versehen und zwar nützlich, aber nicht salonfähig ist, stießen bei jedem männlichen Anlauf, den sie nahmen, um dem immer von neuem

wieder ausbrechenden Aufruhr den Garauß zu machen, auf den Widerstand derselben radikalen Doktrinäre, und als am 1. November, nach der Niederwerfung des ersten Kommuneaufstandes und nach der Zurückeroberung des Hôtel de Ville durch die Truppen, einige Duzend standrechtliche Erschießungen am Plage gewesen wären und vielleicht der guten Sache wieder auf die Beine geholfen hätten, kam man nach langen Beratungen dahin überein, es sei am besten, wenn man von jeder Ahndung absehe und das Geschehene mit dem Mantel der christlichen Liebe bedecke. Das Schlimmste bei dieser Furcht vor dem roten Demagogentum war, daß auch der als Gouverneur, Chef der Regierung und Generalissimus der Truppen im Prinzip mit weitgehenden Vollmachten ausgerüstete General Trochu von diesen Machtbefugnissen Gebrauch zu machen entweder von seinen Kollegen behindert wurde, oder daß er, wenn dies in seltenen Ausnahmen nicht der Fall war, Bedenken trug, sich ihrer zu bedienen, weil ihm seine und der Regierung Popularität bei der großen Masse über alles ging, und er sie durch einen Akt unnachsichtlicher Strenge ein für allemal zu verlieren fürchtete.

Diesem Schaukelsystem am Regierungstisch entsprachen die Dienstgepflogenheiten in der Armee. Es geschah nie etwas ohne längeres Hinundherreden. Der Wallenstein im „Lager“ von dem Karabinierwachtmeister in den Mund gelegte Ausspruch, die Tat sei stumm, der Gehorsam blind, galt offenbar für einzelne der unter den Gouverneur von Paris gestellten Generale nicht: wir werden sehen, wie es in dieser Beziehung mit der Disziplin und der Subordination an hoher Stelle stand. Das Fußtruppenmaterial, Mannschaften wie Offiziere, muß cum grano salis beurteilt werden, denn dessen Bestandteile waren an Wert verschieden. Die der Flotte entlehnten 14000 Mann (10600 Matrosen und Kanoniere, 3300 Marineinfanteristen) dürften der zuverlässigste Kern der Besatzung gewesen sein: Geist, Drill und Führung ließen bei ihnen nichts zu wünschen übrig. Am nächsten kamen ihnen die beiden einzigen „alten“ Linienregimenter Nummer 35 und 42, denen der Umstand, daß sie erst spät aus Civita Vecchia heimgekehrt waren, das bedauerliche Schicksal ihrer in Sedan und vor Metz eingeschlossenen Kameraden erspart hatte. Sie waren die einzigen, die in den ihnen gewohnten Kadres die echt militärischen Traditionen des Kaiserreichs hatten bewahren können; wir begegnen ihnen deshalb auch bei größern Ausfallgefechten überall da, wo es dem obersten Befehlshaber um eine verlässliche und handfeste Kerntruppe zu tun war.

Die am 28. Oktober formierten sogenannten „neuen“ Linienregimenter (105 bis 139) kamen ihnen zwar nicht gleich, aber sie waren nach ihnen und nach den Marinetruppen das Beste, was man zur Verfügung hatte. Allerdings war jedes dieser Regimenter aus Depotbataillonen dreier verschiedener Regimenter zusammengesetzt, und ihre Offizierkorps ließen, was Vollzähligkeit und Berufstüchtigkeit anlangte, stellenweise zu wünschen übrig, aber wie im Königreich der Blinden der Einäugige König ist, so waren sie für die Pariser Besatzung noch eine Art von Elitetruppe, die in der Tat auch wiederholt dem in sie gesetzten Vertrauen Ehre gemacht hat. Reiterei, deren Pferdebestände

mehr und mehr den Proviantämtern geopfert werden mußten, kam eigentlich nur für Refognoszierungssritte und Ordnonanzstellung in Betracht. Die aus 124 Batterien verschiedenster Art bestehende Artillerie dagegen (darunter 16 Marine- und 15 Mobilgardenbatterien) war in ihren Leistungen überraschend gut, und wenn man sich vergegenwärtigt, daß alle diese Batterien, mit Ausnahme von sieben, die man vorfand, hatten neu formiert werden müssen, so kann man den auf diesem Felde erreichten Erfolg nur aufrichtig bewundern.

Es dürfte hier, wo von dem zweierlei Maßstabe die Rede ist, der an die Leistungs- und Widerstandsfähigkeit einer Truppe gelegt werden kann, am Plage sein, über den allgemein gebrauchten Ausdruck der „Bravour“ einer Truppe ein paar Worte zu sagen. Bravour kann man zwar eigentlich nicht ohne weiteres jeder Truppe nachrühmen, die nicht wie Schafleder ausreißt, wenn es an den Feind geht, aber da Freund und Feind dasselbe Interesse hat, von Berufsgenossen das Beste zu denken und zu sagen, so wird oft schon einem Minimum von pflichttreuem Draufgehn und Aushalten der Lorbeer dieses köstlichsten Lobes zuteil. Durchaus billigerweise, wenn man sich darüber verständigt, daß es Bravour und Bravour, oder mit andern Worten verschiedene Grade und Arten von Mut, kaltem Blut und Kampfesfreude gibt.

Auf das bißchen Leben darf es dem richtigen Soldaten freilich nicht ankommen, und wem die Freude am Draufgehn und Dreinhauen nicht im Blute liegt, wer, sobald er dem Feinde gegenübersteht, irgendeinen andern Gedanken haben kann, als ihn „Herre zu werden“ und ihn, wenn der Patronenvorrat erschossen und das Seitengewehr ein unbrauchbarer Stummel geworden ist, lieber mit unbewaffneter Hand zu erdroffeln als sich zu ergeben, muß sich für die ihm fehlende angeborne Kampflust irgendein Surrogat suchen. Das, was man „noble Sentiments“ nennt, Vaterlandsliebe, Aufopferung, Subordination, Gefechtsdisziplin, Latenneid, regster Anteil am Ruhme der Fahne und des Truppenteils, dem man angehört, wird an maßgebender Stelle als solches Surrogat empfohlen, und es ist mit diesem künstlichen Ersatz für das im Blute fehlende in der Tat Rühmliches geleistet worden. Der eigentliche moralische Held ist sogar der, dem das Zuhauen keine Freude macht, der aber desungeachtet aus Prinzip draufgeht und mit einer Art von militärischem Fanatismus, ohne Freude an der Sache zu finden, seines Amtes waltet. Natürlich erfüllt mich die Leistung des Mannes mit der größten eiskalten Bewunderung, aber der stramme Bauernbengel, der mit Hilfe von ein paar Freunden schon mehr als einen Tanzsaal „geräumt“ hat, und dem die Freude am Kadau aus den Augen lacht, sowie es etwas aufzuspießen oder umzurennen gibt, steht meinem Herzen doch näher. So einen behütet man, wenn man ihn im Zuge hat, wie die Bäarin einen zu unternehmenden jungen Herrn Braun, man erinnert ihn daran, daß er nicht wie eine Fregatte gepanzert ist, und daß er deshalb guttut, Deckungen nicht zu verachten, wenn sie ihn nicht hindern, hinter ihnen von seinem Schießprügel weisen, wenn auch nicht allzu verschwenderischen Gebrauch zu machen, und man hat mit ihm das begeisterte Gefühl, das — wie ich mir denke — den Lokomotivführer beseligt, daß man nicht anzutreiben, sondern nur in Schranken zu halten hat, und daß die

leiseste Hilfe genügt, damit, wenn es not tut, das Ding mit vollem Dampfe dahinrafft.

Gutgeschulte und gutgeführte Abteilungen, wo diese stämmige Sorte der eigentliche Kern ist, geben einem, wenn man sie hantieren sieht oder in Gefechtsberichten von ihnen liest, den richtigen Begriff davon, was wahre Bravour ist; aber, wie gesagt, es gibt auch weniger reinen, weniger hochgradigen Spiritus, und General Ducrot, der es wissen mußte, stellt in etwas wehmütiger Weise den Vergleich zwischen der ersten Hitze des Ansturms, dem élan, und der viel wichtigern Ausdauer, der solidité auf: von den jungen, weder kriegsgeübten noch dienstgewohnten Mannschaften der neuen Linienregimenter rühmt er den élan und gibt deutlich zu verstehn, wie schmerzlich er in mehr als einem Falle die solidité vermißt hat. Wenn es in den Tagen, von denen hier die Rede ist, für die französische Heeresleitung nicht allerhand unvorhergesehene Hemmnisse und Zwischenfälle gegeben hätte, würde die den deutschen Truppen vor Paris zugefallne, ohnehin nicht immer ganz leichte Arbeit noch um ein gutes Teil schwerer gewesen sein. Bei improvisierten Truppenverbänden — und das waren bei weitem die meisten der zu den Pariser Besatzungsarmeen gehörigen — schleicht sich nur gar zu leicht der unberechenbare Zufall ein, der die schönsten Pläne über den Haufen wirft. Kriegerische Aktionen sehen zwar sehr einfach aus und sind es auch in der That in den meisten Fällen, wie das Hinzeichnen eines richtigen Umrisses dem nicht schwer wird, der von der Natur den rechten Blick erhalten und sein Zeichentalent in langjähriger Übung ausgebildet hat, aber es wird freilich dabei vorausgesetzt, daß „an alles gedacht“ und dem Teufel jede Thür, durch die er hereinschlüpfen könnte, vorsichtig verschlossen worden ist. Wie leicht wird bei einem Rückzuge eine seitab stehende Abteilung vergessen, wie leicht können scharfer Frost, Überschwemmung, Glatteis hindernd in den Weg treten, wie leicht kommt es auf den Anmarschlinien zu hoffnungslosen Stockungen, wie leicht bleibt ein Befehl, eine Meldung unterwegs, wie leicht ereignet es sich, daß man verraten und verkauft ist, wenn man wegen Lieferung von Schaufeln und Spaten auf den génie territorial, wegen Sendung einer Mitrailleusenbatterie auf den service de l'artillerie de Paris angewiesen war!

Im deutschen Lager dagegen war alles auf Vermeidung von Reibungen berechnet, und während der französische Generalissimus und die Befehlshaber der beiden für den Ausfall bestimmten Armeen bald wie Meldereiter von Punkt zu Punkt flühten, bald wie einfache Führer der Vorhut in den vordersten Reihen ritten, gestikulierten, predigten und kämpften, war bei der deutschen Armee von der obersten Führung niemand zu sehen. Der Chef des Großen Generalstabs traf seine Dispositionen mit der ruhigen Überlegung des Schachspielers in seinem Bureau, und so wenig er selbst nachsah, um sich zu überzeugen, daß alles stimme, so glatt arbeitete die auf schweigenden Gehorsam, auf unbedingte Unterordnung und auf haarstarke Befolgung des Befehls berechnete Riesenmaschine. Während, wie uns allseitig versichert wird, ganz Paris am 30. November in fieberhafter Aufregung war und keinen andern Gedanken hatte als den, ob, wo und wie Ducrot siegen oder fallen werde,

herrschte zu derselben Zeit in Versailles die größte Ruhe und Behaglichkeit. Die Buschschen Tagebuchblätter geben uns von dieser Ruhe und Behaglichkeit das deutlichste Bild. „In der zweiten Hälfte der Nacht, schreibt Busch, und am Morgen lebhaftes Schießen aus grobem Geschütz jenseits der Gehölze zwischen hier und Paris. Wollmann will auch Mitrailleurgeschnurr und Gewehrfeuer gehört haben. Andre Leute wissen davon nichts.“ Nachmittags macht Busch mit Wollmann einen „Ausflug“ zu Wagen nach Marly, „wohin etwas später der Kanzler, Abeken und Hayfeld ritten, die uns dann oben auf der Wasserleitung trafen.“ Beim Diner, zu dem sich Fürst Putbus und Odo Ruffel eingefunden haben, ist von Börsengeschäften und vom blauen Samtjagdanzug des Herzogs von Gramont die Rede. Herr von Abeken brachte, in später Stunde vom Vortrag bei Seiner Majestät zurückkehrend, die Nachricht mit, „es hätten im Laufe des Tages drei Ausfälle stattgefunden, einer gegen die Württemberger, einer gegen die Sachsen und der dritte gegen das sechste Korps. Der König, berichtete Herr von Abeken, habe gemeint, es sei ein Durchbruch versucht worden.“ „Ach wo, entgegnete Bismarck. Da müßten sie doch sehr albern sein, sie gingen ja in einen Sack. Das könnte uns ganz erwünscht sein.“ Daß man bereit war, die zweite Pariser Armee in einen solchen Sack zu führen, nur um der irregeleiteten öffentlichen Meinung der Pariser genugszutun, konnte sich freilich ein so kluger und praktischer Mann wie Bismarck nicht vorstellen.

So behaglich wie in Versailles war es nun freilich in der eigentlichen Zernierungslinie nicht, denn deren großer Übelstand war, daß sie einen zu gewaltigen Umfang (elf deutsche Meilen) hatte, und daß zu ihrer Besetzung nur gegen 170 000 Mann und 622 Geschütze zur Verfügung standen. Da ihr Gefüge trotz den aufgewandten Feldebefestigungskünsten zu locker war, mußte sie jedesmal vorübergehend verstärkt werden, wenn die Wahrscheinlichkeit eines Vorstoßes der Franzosen in der einen oder der andern Richtung von den in den Rayons der einzelnen Korps eingerichteten Observatorien gemeldet wurde oder aus den Aussagen von Gefangnen und Überläufern hervorzugehn schien. Erlangte man von den Absichten der Belagerten auf irgendeine Weise rechtzeitig Kenntnis, und schien es sich, nach den getroffenen Vorbereitungen zu urteilen, um einen Ausfall „im großen Stile“ zu handeln, so gab es mehr oder minder umfangreiche Links- und Rechtschiebungen; war dagegen der Feind da, ohne daß man seines Erscheinens gewärtig gewesen war, und hatte er Zeit gehabt, sich in einer der zur Zernierungslinie gehörenden Ortschaften festzusetzen, so mußte ihm diese wieder abgenommen werden, was der Natur der Sache nach allemal eine schwierige und kostspielige Operation war, sich aber durch eine gleich von vornherein angeordnete stärkere Besetzung um deswillen nicht vermeiden ließ, weil man Bedenken tragen mußte, in Örtlichkeiten, die im wirksamen Bereich der feindlichen Festungsgeschütze lagen, etwas andres als Feldwachen zu legen, die natürlich einem ernstern Angriff, ohne vernichtet oder gefangen zu werden, nicht standhalten konnten. Le Bourget im Norden, Ville Evrart und Maison Blanche im Osten, Bry und Champigny = s. = M. im Süden waren solche unbehagliche Besetzungen, die

man weggewünscht hätte, die aber, da sie nun einmal vorhanden waren, dem Feinde, der sich darin dauernd festgesetzt haben würde, nicht überlassen werden könnten.

Hiervon abgesehen war den Truppen der mit der Zernierung von Paris betrauten beiden Armeen, der dritten und der Maasarmee, ein glücklicheres Los gefallen als ihren zu gleichem Zwecke vor Metz verwendeten Kameraden. Verschieden waren ja freilich auch vor Paris, je nach der Örtlichkeit, die Lasten und Gefahren des Vorpostendienstes, aber im großen und ganzen dürfte die Erinnerung aller an die vor Paris verlebten Tage eine durchaus freundliche sein.

Der zur Maasarmee und zum zwölften (königlich sächsischen) Armeekorps gehörenden fünfundvierzigsten Infanteriebrigade zum Beispiel, die das östlich der Forts Aubervilliers, Romainville und Noisy gelegne Gelände gegen ein Vordringen des Feindes längs des Durcqkanals, über die Eisenbahnlinien nach Straßburg und Soissons und auf den nach Mitry und etwas südlicher nach Clage führenden Heerstraßen zu sichern hatte, war keine besonders schwere Aufgabe zugefallen, auch über die Quartier- und Lebensverhältnisse konnte man, wenn man dem Umstande Rechnung trug, daß fast die gesamte Bevölkerung samt Vieh und fahrender Habe die Umgegend von Paris verlassen und sich in die Enceinte der befestigten Hauptstadt zurückgezogen hatte, billigerweise nicht klagen, da das Wetter schön, der Boden trocken, an Gelegenheit für leidliche Unterkunft kein Mangel, und die Verpflegung für Kriegsverhältnisse durchaus ausreichend war. Den uns gegenüberliegenden Abschnitt befehligte der Vizeadmiral Saiffet, der, auf Marinetruppen gestützt, sich passagere Terrainbefestigungsanlagen angelegen sein ließ und für die Ausbildung der unter seinen Befehlen stehenden, nicht immer gelobten Mobilgarden sein Möglichstes tat. Da die Stadtteile, die er zunächst zu schützen hatte, Belleville und La Villette waren, so war die Bevölkerung, mit der er es zu tun hatte, mehr als gemischt, und es mag ihm mitunter über die Schwefelbände blümerant vor den Augen geworden sein. Aber soweit wir uns einen Einblick verschaffen konnten, herrschte unter ihm reger, regelmäßiger Dienstbetrieb. Nur in den Früh- und den Mittagsstunden überschwebten Herden von Gemüsesuchenden die Felder, und viele von ihnen waren so dreist, daß sie bis ganz dicht an unsre Posten herankamen und sich mit ihnen in ein Gespräch einzulassen suchten. Ein „Spinat,“ bei dem es, wenn sie nicht von ungefähr an Freiwillige kamen, die „französisch konnten,“ natürlich meist beim vollendeten Versuche blieb. Der Befehl lautete freilich, man solle sie schon auf eine gewisse Entfernung anrufen, und wenn sie nicht gutwillig stehn blieben und Kehrt machten, solle man auf sie schießen, aber dazu ist es meines Wissens nie gekommen, und der Befehl war wohl auch nur in dem Sinne gemeint, daß man zu diesem äußersten Mittel hätte greifen sollen, wenn einmal die Scharen so zahlreich gewesen wären, daß man sich ihrer nicht anders als in so drastischer Weise hätte erwehren können. Ich glaube eher, daß sich bei der großen Gutmütigkeit unsrer Leute im Laufe der Zeit allerhand Beziehungen angeknüpft hatten, die — Gott weiß, wie man sich verständigte — durch-

aus freundlicher Natur waren, wenigstens wurden uns fast täglich von den Mannschaften Pariser Zeitungen gebracht, die sie von den Gemüsesuchern erhalten hatten.

Wenn der Leser freundlichst die Karte zur Hand nehmen will, wird er finden, daß die zur Verteidigung eingerichteten Ortschaften Bondy und Drancy nebst dem etwas weiter zurückliegenden Bobigny unsrer Front die Stirn boten, und zwar stand man sich an einzelnen Stellen so nahe gegenüber, daß zum Beispiel die von uns etwas spitz am Kanal vorgeschobne Feldwache nebst ihren Außenposten von der den Osteinang von Bondy auf der Heerstraße nach Claye schließenden Barrikade keine 700 Meter entfernt war. Um seine Truppen an den Anblick der Preussiens und an den Tumult des Feuergefechts zu gewöhnen, ließ der Admiral von Zeit zu Zeit größere Abteilungen plänkelfnd gegen unsre Front vorgehn, ohne daß es jedoch je zu einem ernstern Engagement gekommen wäre. Ein Spiel konnte man ja diese Angriffe nicht nennen, da sie in der lobenswerten Absicht unternommen wurden, unerfahrene junge Truppen gefechtsstüchtiger zu machen; aber da bei der Sache, selbst bei bestem Gelingen, kein Erfolg abzusehen war, denn die braven Leute wären, wie sich der Kanzler Herrn von Abeken gegenüber ausgedrückt hatte, doch nur in einen Saß gegangen, so waren uns schon die seltenen und geringen Verluste an Mannschaften, die wir bei Zurückweisung solcher Lehrrangriffe erlitten, besonders peinlich; niemand, vom Obersten abwärts, hätte um bloßer Übung willen so köstliches Material aufs Spiel setzen mögen. Ich hatte persönlich den Kummer, daß bei einer dieser Gelegenheiten einer der schönsten und strammsten der im Winter 1868/69 unter meiner Beihilfe ausgebildeten Rekruten, ein breitschultriger Bommer namens Gütschow, schwer verwundet wurde; er wurde nach Dessau evakuiert, wo der arme Kerl im Lazarett seinen Leiden erlegen ist.

(Fortsetzung folgt)



Im Lande des Kondors

Plandereien aus Chile von Albert Daiber

Nichts bildet so sehr als eine Reise in entfernte Länder. Sie schärft, aber befriedigt auch jenen Durst und jenes Verlangen, das ein Mann immer fühlt, wenn auch jedem körperlichen Sinn volle Genüge geschehen ist.

J. Herschel

1. Magelhaensstraße, Punta Arenas, Corral, Valdivia



in Novembermorgen auf der südlichen Hemisphäre! Schon vor Wochen ist dort der Frühling eingezogen; doch spüre ich von den milden Lüften des Lenzes an diesem Morgen herzlich wenig. Kalt und scharf pfeift der Wind aus West unserm Schiffe entgegen. Cabo de las Virgines taucht vor uns auf, das nördliche Vorgebirge der Ostmündung der berühmten Magelhaensstraße. In eigentümlich tiefblauem Dufte hebt sich in der klaren, fast durchsichtigen Atmosphäre das